

## KOMPAKT

### AMSTERDAM

Geraubte Van Goghs sind zurück

Vierzehn Jahre nach einem spektakulären Diebstahl sind zwei Gemälde des Malers Vincent van Gogh nach Amsterdam zurückgekehrt. Der Direktor des Van-Gogh-Museums, Axel Rüger, präsentierte die Bilder am Dienstag: „Sie sind wieder da. Ich hätte nie gedacht, dass ich das noch einmal sagen könnte.“ Die beiden Gemälde „Zeegerecht bei Scheveningen“ (Meeressicht bei Scheveningen, 1882) und „Het uitgaan van de Hervormde Kerk te Nuenen“ (Die Kirche von Nuenen mit Kirchgängern, 1884/1885) waren im Dezember 2002 aus dem Museum gestohlen worden. Erst im vergangenen September hatte die italienische Polizei sie bei einem Mafiaboss der Camorra südlich von Neapel entdeckt. Die Gemälde sind leicht beschädigt. Sie werden bis zum 15. Mai im Museum gezeigt und sollen dann restauriert werden.

### BERLIN

Volksbühne verliert ihr Markenzeichen

Die Rad-Skulptur vor der Berliner Volksbühne wird abgebaut. Das hat der Schweizer Designer Rainer Hußmann entschieden, der die Metallskulptur gebaut und 1994 auf dem Platz vor dem Theater aufstellte. Die Idee für das Speichenrad mit den Beinen stammte damals von Bert Neumann, der das Rad zum Logo für die Volksbühne machte. Es ist auch auf Programmen und den beliebten Streichholzschachteln zu sehen. Spätestens zum Ende der Spielzeit im Juli und damit zum Ende der Intendanz von Frank Castorf wolle Hußmann die Skulptur abbauen, so das Theater.

### LITERATUR

Preis für Thomas von Steinaecker

Thomas von Steinaecker erhält den mit 6000 Euro dotierten Carl-Amery-Literaturpreis. Die Auszeichnung wird ihm am 9. April in München überreicht. Die Jury begründete ihre Entscheidung damit, dass das Werk Steinaeckers auf einzigartige Weise die „Beobachtung von gesellschaftlicher Gegenwart und das Möglichkeitsdenken der Literatur“ verbinde. Der in Traunstein geborene von Steinaecker (40) ist bekannt für seine Romane wie „Das Jahr, in dem ich aufhörte, mir Sorgen zu machen, und anfing zu träumen“ oder „Die Verteidigung des Paradieses“.

### LONDON

Kriminalautor Colin Dexter ist tot

Der englische Schriftsteller Colin Dexter ist gestorben. In seinem 1975 erschienen Kriminalroman „Der letzte Bus nach Woodstock“ erschuf Dexter den griesgrämigen Ermittler Morse, dessen größte Leidenschaften die klassische Musik und das Lösen von Kreuzworträtseln waren. Unter dem Titel „Inspektor Morse, Mordkommission Oxford“ kam die Krimiserie auch ins britische Fernsehen. Dexter wurde 86 Jahre alt.

### KLAGE

Von Storch will Buch über die AfD stoppen

Die AfD-Europaabgeordnete Beatrix von Storch will den Verkauf des Buches „AFD – Angst für Deutschland“ der „Spiegel“-Journalistin Melanie Amann stoppen. Das meldet der Mediendienst kress.de. Streitpunkt ist eine Textstelle, die ein Zitat von Beatrix von Storch aus der Debatte über einen Schießbefehl auf Frauen an der Grenze aufgreift. Das Buch ist am 1. März bei Droemer Knauer erschienen.

Es gab Zeiten, da überließ der Berliner die Kantstraße den schießenden Russen und den sich darüber wohligh gruselnden Touristen. Die Russen (und Tschetschenen und Polen) erledigten sich gegenseitig, die Touristen gingen erst ins Theater des Westens und hielten das, was sie da erlebten, für Großstadtkunst, anschließend stolperten sie gegenüber in die „Paris Bar“, und wenn sie Glück hatten, sahen sie da Otto Sander, wenn sie Pech hatten war es nur Rolf Eden. Dass sie vom Personal schlecht behandelt wurden, machte ihnen den Berlinbesuch unvergesslich. Bald, schrieb Michael Althen damals, werde die Kantstraße so tot sein, wie sie bereits aussehe.

VON BARBARA MÖLLER

Jetzt ist der Prophet nicht mehr, und die hässliche Schöne lebt wieder auf. Der zweite Turm des Tors, das die Kantstraße nun eröffnet, ist gerade fertig geworden: das Upper West, mit 18 Metern genauso hoch wie das gegenüberliegende Zoofenster, nur nicht so kreuzsandsteinbrav, sondern biomorph und hip und mit einer spektakulären Aussicht aus der Skybar. Das große Aufräumen hat auch das alte Aschinger-Haus gegenüber weggefegt, eine schmutzige Lokalität, in der sich die Berlinter Touristen Genitalmasken aus Afrika angucken oder schwarze Latexdildos kaufen konnten.

Die Kantstraße ist jetzt wieder die divenhafte Schwester des Kurfürstendamms. Anziehungspunkt für Flüchtlinge, die nach zehn Jahren genug haben von der gentrifizierten Langeweile in Mitte. Die wieder in West-Berlin auf die Piste gehen und dann im „Schwarzen Café“ stranden, obwohl der Feminismus sie anekelt. Die gerade noch Lennoxs Säusel „Womam“ kennen, aber keinen Dumst davon haben, dass der Mann in grauer 70er-Jahre-Vorzeit mit „Woman is the Nigger of the World“ gesungen hat. („Think about it, do something about it...“) Denen das Alt-68er-Anti-Vergewaltiger-Manifest, das im „Schwarzen Café“ ausliegt – „so lange dieses Lied realität ist, wird es nix mit 'ner Butterfahrt auf deinem Bananen-dampfer...“ – deshalb komplett am Knie vorbei geht. Nicht nichts. Der Laden ist unkaputtbar. Mit seinen lässig drapierten weißen Tischdecken und mit Lara Fabian und Sacha Distel, die das „Something Stupid“ der Sinatra auf Französisch singen. Daran ändert auch der alte Berner Waldkräuter aus Fichtensprossen und Queckenwurzeln auf der Karte nix. (Quecken sind das Zeug, mit dem der Kleingärtner nie fertig wird, es sei denn, er geht in seiner Wut dazu über, seinen Rasen zu betonieren.)

Vier Ecken weiter kann man sehen, dass es keine gute Idee ist, eine solche Institution an Leute zu verschachern, die von der DNA des alten Westberlin keine Ahnung haben. Möglich ist allerdings auch, dass es am Ende gar nicht am Araber-Clan lag, sondern am Siff von 1000 Jahren. Im „Kant-Café“ glaubte man bis zuletzt, die Gäste nicht durch Putz- oder Renovierungsaktivitäten erschrecken zu dürfen. Jetzt ist es zu. Weg wie der „Waküfä“-Laden. Dafür hat die Kantstraße jetzt – am anderen Ende, wo das Stilwerk eine regelrechte Inneneinrichtungsexplosion ausgelöst hat – den Smeg-Store, in dem sich die Emporkömmlinge Kühlschränke mit Mondrian-Fassaden anschaffen können.

VON MATTHIAS HEINE

Mit dieser erst 1935 zugunsten der Volkspolitiker verworfenen Theorie beginnt die Geschichte der Nazi-Ver-gleiche. Das ist ein Axiom, von dem jede Kulturgeschichte der polemischen Gleichsetzung politischer Gegner mit den Nazis ausgehen muss. Denn da Mussolinis Marsch auf Rom 1924 erst fünf Jahre zurücklag und die NSDAP zu

## Der Westen LEBT

Stillstand und Verfall? Das war gestern. Die Berliner Kantstraße erfindet sich gerade neu. Sie ist jetzt wieder die divenhafte Schwester des Kurfürstendamms

„You say you want moderation and you want to change the world“ steht mikroskopisch klein an der verspiegelten Scheibe, hinter der sich das hippe japanische Restaurant „Ryotei“ verbirgt. Eine Botschaft von „JW“? Keine Ahnung, wer das ist. „ES“ ist Eran Shakine. Der hat sich der Kantstraße auch eingeschrieben mit seinen „A Muslim, a Christian and a Jew“-Graffiti. Genau wie die BerlinWriter. Ist der Blick erst mal geschäftig, sieht man literarische Schnipsel überall. Etwas unpassend beim Bestatter („Was man tief in seinem Herzen besitzt, kann man nicht durch Tot verlieren“, Goethe), verblüffend an einer Pension, die den Gast vor dem Eintreten mit dem abgelegten Deutsch-Abi-Stoff konfrontiert. „Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, dass er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne...“

Was man nicht mehr sehen kann, ist Zweitausendseins. Der Lieblingsrutschladen der Intellektuellen, in dem man Bücher und Platten kaufte, die man eigentlich gar nicht haben wollte – Maserats, „Gesammelte Werke“ in 17 Bänden, buddhistische Märchen, das „Wörterbuch der Psychotherapie“ –, ist ja von Amazon in die Knie gezwungen worden. Das ganze akademische Berlin raffte die billigen Remittenden an sich und war auf dem Rückweg zum Auto getroffen, da nicht leben zu müssen. An dieser ultrahässlichen Philosophenkreuzung (Kant/Leibniz), die man nach dem Krieg eilig mit Wohnungskomplexen vollgestellt hat, deren Balkone wie der blanke Hohn wirken. Wer soll da sitzen? Eben. Da sitzt auch keiner. Wo Zweitausendseins war, ist

jetzt eine Galerie. Nee, doch nicht. Ist nur ein Matratzenladen, der aussieht wie 'ne Galerie, mit fünf Betten und übergroßen Fotos von sehr schönen Menschen.

Ursprünglich sollte die Kantstraße hier enden. Das 1907 eröffnete Amtsgericht brachte der Magistrale aber schnell die Verlängerung bis zur Suarezstraße ein. Auch wenn's nicht mehr so aussieht. Bis zum Krieg war die Kantstraße eine sehr gute Adresse, allerdings haben ihr die Bombardements die großbürgerliche Allüre gründlich ausgetrieben. (Das gerade im Verlag für Berlin-Brandenburg erschienene Buch „Die Kantstraße“ von Birgit Jochens, 168 Seiten, 26 Euro, lässt Kaiserzeit, Weimarer und 30er-Jahre ausführlich Revue passieren.)

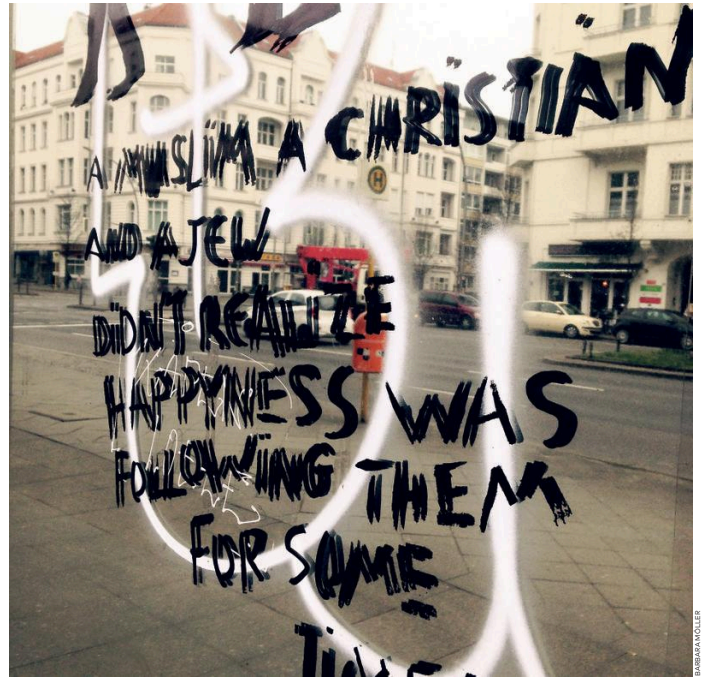
Seitdem sind die 2,3 Kilometer zwischen östlichem Breitscheidplatz und westlicher Suarezstraße ein eher euppiger Pfaster. Im Mai 1970 stahl die RAF hier den Alfa Romeo, mit dem der in Tegel inhaftierte Andreas Baader flüchtete. Irene Goergens, die mit Astrid Proll die Waffen besorgt hatte, buchtete man dann im alten Frauengefängnis an der Kantstraße ein. Womit wir wieder in der „Paris Bar“ angekommen wären. Da hat der ehemalige RAF-Anwalt Otto Schily Mitte der 90er-Jahre gern gegessen. Der berühmte Neonleuchtkasten „Stand still and rot“ hat ihm, der Großes mit sich vor hatte, da wie ein Memento vor der Nase gebaumelt. Das war, bevor ihn Gerhard Schröder zum Bundesinnenminister machte und dann etwas boshaf „mein Fouche“ nannte.

In der „Paris Bar“ ist es wie im „Einsteiner“ Unter den Linden. Irgendjemand ist immer da. Abends war es, Überraschung, Rolf Eden, jetzt, am Nachmittag,



Die hässliche Schöne lebt wieder auf. Mit dem hippen Turm des Upper West und mit den Botschaften, die ihr Leute wie Eran Shakine einschreiben. Das „Schwarze Café“ ist sowieso unkaputtbar

ist es ein ähnlich plissierter Fernseh-schauspieler. Die Frau am Nebentisch bestellt einen Latte Macchiato. „Madame“, sagt der Kellner mit unverschämtem Lächeln, „wir haben keinen Latte Macchiato – wie haben Café noir, Café au



BARBARA MÖLLER

lait...“ Wir sind nicht in Stimmung für diese Zickerei und machen uns auf den Weg zu „Lon-Men's Noodle House“, wo es immer knallvoll ist, weil es bei Hsien-kuo Ting die beste Nudelsuppe der Stadt gibt. Wo kein Gericht mehr als acht Euro kostet und wo auch regelmäßig Promis aufploppen, allerdings keine Edens, sondern eher Eidingers. Die Nudelbude liegt da, wo die Kantstraße immer asiatischer wird. Wo man sich fragt, warum nie ein Kunde in den Läden zu sehen ist, die mit chinesischem Pseudokunstgewerbe vollgestopft sind, und wo wohl so in die chinesischen Massagesalons geht. Da unten gibt es noch das alte Kant Kino. Und Engelkes Korsettgeschäft. Aber die Verdrängung hat längst begonnen.

Weiß irgendeiner noch, was da war, jetzt „The Butcher“ sitzt? Das hippere der beiden Burgerrestaurants? Ambientmäßig ist es da – „Wipe that bloody smile“ – ein bisschen wie in der Pathologie. Edelstahlfächer beflügeln die Fantasie. Alles ist sehr clean, sehr schick, sehr in geistesigen Gläsern. Fahrstuhl zum Klo. Zu schick. Wir kehren auf einen Absinthcocktail dahin zurück, wo wir angefangen haben. Marianne Rosenberg singt. „Im Schwarzen Café“ jeh die Sonne off, doch gottseidank sieht man dich nicht. Ich leb' wie'n Vampir, und ick jeb' nicht drauf, dass man gar nich' so jut von mir spricht. Wir mochten den Sommer nie sonderlich, im Sommer da wird er schnell hell, doch im „Schwarzen Café“ schien der Mond für mich. Man war, wie gesagt, unter sich...“ Die Rosenberg hat das vor zehn Jahren geschrieben. Ist immer noch wahr, liegt aber irgendwie eine gefühlte Ewigkeit zurück.

## Alles Nazis außer Mutti

Die Mode der Nazi-Vergleiche beginnt schon 1924, und sie endet nicht an Reinhard Meys Gartenzaun. Eine kleine Kulturgeschichte

Die ersten Nazis waren die Sozis. Zumindest waren es nach den Kommunisten ginge. Bereits 1924, als noch kaum jemand das Wort Nazi benutzte, prägte der sowjetische Ideologe Grigorij Sinowjew die Sozialfaschismustheorie. Ihm zufolge stellte die Sozialdemokratie den „linken Flügel des Faschismus“ dar und war daher vorrangig zu bekämpfen.

Mit dieser erst 1935 zugunsten der Volkspolitiker verworfenen Theorie beginnt die Geschichte der Nazi-Ver-gleiche. Das ist ein Axiom, von dem jede Kulturgeschichte der polemischen Gleichsetzung politischer Gegner mit den Nazis ausgehen muss. Denn da Mussolinis Marsch auf Rom 1924 erst fünf Jahre zurücklag und die NSDAP zu

diesem Zeitpunkt noch eine Splitterpartei war, hätte es vorher auch gar keinen Sinn gehabt, irgendjemanden, der keine braune oder schwarze Uniform trug und nicht Mitglied einer der beiden genannten Bewegungen war, als Nazi oder Faschist zu bezeichnen. Niemand hätte es verstanden.

Die Reaktion der SPD in der Weimarer Republik lässt sich in einem Satz zusammenfassen: Selber Faschisten! 1930 erklärte Kurt Schumacher vor Angehörigen des Reichsbanners: „Der Weg der leider ziemlich zahlreichen proletarischen Hakenkreuzler geht über die Kommunisten, die in Wirklichkeit nur rot lackierte Doppelausgaben der Nationalsozialisten sind. Beiden ist gemeinsam der Hass gegen die Demokratie und die Vorliebe für Gewalt.“

Zuvor hatte schon Mitte der 20er-Jahre der Liberale Giovanni Amendola

in Italien Kommunisten und Faschisten gleichgesetzt, beide seien eine „totalitäre Reaktion auf Liberalismus und Demokratie“.

Nazi-Vergleiche halfen dann später, das einzuleiten, was heute unter der Epochenchiffre 1968 zusammengefasst wird. Der Sommer des Jahres 1967 darf getrost als „Sommer der Faschismusvorwürfe“ bezeichnet werden. Rebelle Studenten riefen ihren Hochschullehrern „Faschist!“ hinterher, und diese nannten Sit-ins „faschistische Methoden“. Ein arbeitsfreundlicher Vortrag von Max Horkheimer wurde von Linken als „Apologie des Faschismus“ bezeichnet. Daraufhin artikulierten Horkheimer in einem Brief seine „Fürcht vor der Verwandtschaft dessen“, was heute sich kommunistisch nennt, mit faschistischem Terrorist. Spätestens ein Jahr später skandierete man

bei jeder Demonstration gegen den Vietnamkrieg: „USA-SA-SS!“.

Die Sprachmode war international. Jean-Luc Godard hatte sie schon 1966 in seinem Film „Masculin – Feminin“ oder: Die Kinder von Marx und Coca-Cola“ ad absurdum geführt. Da dreht sich der von Jean-Pierre Léaud gespielte Paul im Kino zu einem Störer, der im Dunkeln redet, und zischt ihn an: „Faschist!“

Damit beginnt im Grunde schon die völlige Aufweichung des Nazi- beziehungsweise Faschisten-Begriffs. Wie sehr Nazi um die Jahrtausendwende zum Universalschimpfwort geworden war, belegt ein Streit, den der Liedermacher Reinhard Mey mit den Anrainern seines Grundstücks in Kampfen (S/H) 2002 aufmachte. Weil sie ständig laut ihren Rasen mähten, nannte er sie in der Lokalzeitung „Gartennazis“. Als

Schöpfer dieses Wortes wird er philologisch korrekt den Liedermacherkollegen Ringwald genannt, der damit „fanatische Rasenstutzer, Heckenspieler und Halmausrotter“ gemeint habe. Über den Volken muss die Freiheit zum Nazivergleich wohl grenzenlos sein.

Neuerdings wird die These vom Islamofaschismus diskutiert. Was lustig ist, weil Thomas Mann den Nationalsozialismus einmal als „Hintertreppennislam“ bezeichnet hat.

Gibt es eigentlich irgendeine Menschengruppe, die noch nicht mit Nazis verglichen wurde. Die Juden vielleicht? Nein, in Israel selbst musste 2014 ein Gesetz erlassen werden, das es untersagte, Opponenten als Nazis zu beschimpfen. Der Grund war, dass ultrarechtliche Gruppen und radikale Siedler ihre politischen Gegner und die Sicherheitskräfte häufig so nannten.